

Kapitel III

5 Kriegsenkel-Berichte

5.1 Hinter dem Hoftor

Kathleen Müller

In einem beschaulichen kleinen Dorf im Vorharz wuchs ich (Jahrgang 1976) als Erstgeborene in einem kleinen Haus mit Selbstversorgergarten auf. In der unteren Etage des Hauses wohnten meine Großeltern väterlicherseits mit meiner Uroma. Meine Oma stammte aus Schlesien, so auch meine Uroma. Diese bewohnte ein Zimmer in der Wohnung meiner Großeltern, denn Wohnraum war rar. Die Schwester meiner Oma lebte mit ihrer Familie im selben Dorf. In der oberen Etage, in der ich mit meiner jüngeren Schwester ein Kinderzimmer teilte, wohnte unsere Familie. Es war das Haus meiner Großeltern. In der DDR war es politisch ungern gesehen, Wohneigentum zu besitzen, und stolz darauf zu sein kam daher gar nicht in Frage. Volkseigentum war das erklärte politische Ziel, so hieß es in der DDR. Eigentum verpflichtete, und da es nur wenig Baumaterial gab, um sein Eigentum zu erhalten und zu pflegen, war ein eigenes Haus eine Herausforderung.

Ab und zu kam Omas schlesische Schwester zu Besuch. Stets wurde dann über die alte Heimat gesprochen, Schlesien – unerreichbar. Sie erzählten sich ihren Heimweh-Schmerz hinter dem Hoftor von der Seele. Meine Uroma trug immer Kopftuch und verließ fast nie unseren Hof. Sie war in meinen Augen eine alte Frau, die sich zu verstecken schien.

Meine Oma arbeitete nicht in einem Betrieb oder sozialer Einrichtung, so wie es sonst für Frauen der DDR üblich und gewollt war. Das war für mich als Kind schön, denn somit wartete sie auf meine Schwester und mich, wenn wir aus der Schule kamen. Andere Schulkinder mussten in

den Schulhort gehen. Das führte teilweise mir gegenüber auch zu Neid meiner Mitschüler, dass ich nicht in die Hort-Betreuung gehen musste. Den Grund, warum Oma zu Hause war und nicht arbeiten ging, versuchte ich stets zu erfahren. Sie war Invalidenrentnerin, d. h. arbeitsunfähig. Das hing mit ihrer Cousine und deren Flucht im 2. Weltkrieg aus Schlesien zusammen. Damals war angeblich ein Unfall passiert, sie waren von sowjetischen Soldaten, also den „Russen“, wie man diese allgemein nannte mit einem LKW überfahren worden. Omas Beine wurden dabei gebrochen und Öl kam ihr dabei in die Augen. Daher konnte sie nicht gut sehen. Deshalb hatte sie zeitlebens Bein- und Augenprobleme. Ihre Cousine erblindete bei diesem „Russenunfall“ und verlor ein Bein.

Dieser Unfall prägte Omas weites Leben. Auch durfte sie angeblich aufgrund des Unfalls nur ein Kind bekommen. Das habe ich nie verstanden, was Beinprobleme mit einer Schwangerschaft zu tun haben sollten. Ihre Cousine wohnte nach der Vertreibung aus Schlesien in der BRD. Auf nähere Nachfragen zu diesem schrecklichen Unfall gab es keine weiteren Antworten. Die Erwachsenen beließen es bei dem „Unfall mit den Russen“. Nachfragen ergaben stets dieselben Antworten und förderten keine neuen Informationen zutage. Eine Tragödie, ein Tabu.

Mein Vater war der einzige Sohn meiner Großeltern. Er wuchs im selben Ort wie ich auf. Mein Opa hatte zu DDR-Zeiten eine eigene Gärtnerei und arbeitete selbstständig. Das war in der DDR suspekt, somit stand unsere Familie dauerhaft unter Beobachtung. Eigenständigkeit war per se nicht erwünscht, dennoch geduldet, um die Bevölkerung z. B. ausreichend mit Nahrungsmitteln oder Dienstleistungen zu versorgen. Auch als er die Gärtnerei aufgab, bewirtschaftete er unseren sehr großen Hausgarten und zusätzlich einen Schrebergarten. Damit versorgten wir uns nicht nur selbst, sondern auch Dorfbewohner, Kunden aus dem Ort, Arbeitskollegen, etc. Wir konnten oftmals Produkte essen, die andere nicht hatten. Kiwis (aus geschmuggelten Kiwi-Samen aus „dem Westen“ selbst gezogen), Heidelbeeren, so groß wie Kirschen, Pfirsiche... Im Winter gab es Schnittblumen, eine Narzissen-Zucht im Keller (In der DDR waren

auch Schnittblumen Mangelware.) und im Garten ein selbstgebautes Gewächshaus mit Tomaten und Gurken. All diese Sachen konnten gut gegen andere Waren, die Mangelware waren, eingetauscht werden. Das führte bei Manchen zu Missgunst.

Viele unserer Verwandten wohnten im Westen Deutschlands. Wir bekamen nicht nur viel Besuch z. B. von Opas Bruder, der im Westharz in Niedersachsen wohnte, sondern auch von ehemaligen Schlesiern, Verwandten und Schulfreunden meiner Oma und Uroma, die es nach dem Krieg in die BRD verschlagen hatte. Omas Schulfreundin und Cousine waren einige Male zu Besuch, wobei ich mich als Kind immer wunderte, wie sie miteinander sprachen. Ja, das war schlesischer Dialekt, mit anderen Wörtern als ich sie aus dem Harz kannte. Auch anderes Essen prägte meine Kindheit und Jugend, es war die schlesische Küche.

Oma kochte nicht nur gut, sondern vermittelte auch immer wieder, dass der Harz nicht ihr zu Hause sei. Die alte Heimat, Schlesien, wäre ihre Heimat und dort gehöre sie hin. Oma sagte: „Im Harz wohnen ich nur, weil sie zuhause raus mussten“. Bei gemeinsamen Gesprächen während des Essens aß ich diese Information vielfach mit. Im Hausflur hatten wir zwei Häusermodelle stehen, nachgebaute Häuser aus der verlorenen schlesischen Heimat, die mein Großonkel aus Oberschlesien angefertigt hatte. Besonders schlimm war die Stimmung, wenn Omas Schwester zu Besuch kam und sie sich mit meiner Oma und Uroma austauschten und sich in ihrem Leid in der Fremde gegenseitig bestärkten. Diese familiäre Verbindung stärkte mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht nur deren Zusammenhalt in der Fremde, sondern auch ihre eigene Trauer über ihren Heimatverlust. Gegenseitige Besuche schürten ihr Heimweh.

Mein Vater wuchs im Harz auf und lebt bis heute dort. Ich fragte mich als Jugendliche, warum er nicht aus dem Harz fortging. Er sagte immer wieder, dass er sich nicht als Harzer fühlen würde. Wohin sollte er gehen? Er wusste es selbst nicht. Auf jeden Fall begleitet ihn scheinbar das Gefühl, im Harz fremd und nicht dazugehörig zu sein, sein Leben lang.

Dass unsere Familie „anders“ war als die anderen, erlebte ich seit meiner Kindheit. Es ist ein Bestandteil, der sich durch mein Leben zieht. Wir gehören der evangelisch-lutherischen Kirche an. Auch das gelebte Christentum war den DDR-Oberen ein Dorn im Auge. Unter dem Dach der Kirche war es möglich, abweichende Meinungen zu äußern und sich mit der Partner-Kirchgemeinde aus Niedersachsen in der DDR zu treffen. Besonders brisant war auch der immer wiederkehrende Besuch aus Salzgitter (Niedersachsen), der über kirchlichen Kontakt meiner Eltern entstanden war. Eine Bekannte arbeitete in der Zentralen Erfassungsstelle in Salzgitter. Die Zentrale Beweis- und Dokumentationsstelle der Landesjustizverwaltungen bestand zwischen 1961 und 1992. Sie hatte die Aufgabe, Hinweisen auf Tötungsdelikte, Unrechtsurteile, Verschleppung oder politische Verfolgung in der DDR nachzugehen und Beweismittel zu sichern. Diese zentrale Erfassungsstelle sammelte und dokumentierte Zeugenaussagen von DDR-Bürgern, die in die BRD geflohen waren. Mehr als 60.000 Straftaten wurden dort dokumentiert (vgl. bpb, 2024).

Durch all diese Kontakte und die ständigen Ost-West-Begegnungen im geschützten Raum hinter dem Hoftor hatte meine Familie kein einseitiges Ost-Weltbild. Das gefiel den „beobachteten Organen“, die uns als Nachbarn bespitzelten, nicht. So lernten wir schon als Kinder zweideutig und mehrsprachig zu sprechen. Wir hatten zum einen unseren Austausch im familiären Kontext zu Hause, wo wir frei reden konnten und zum anderen die angepasste Sprache für die Schule und die weitere Öffentlichkeit. Diese Verhaltensweise bzw. Sprechweisen waren notwendig, um angepasst zu sein, nicht „aus der Reihe zu tanzen“ und nicht aufzufallen. Ich habe in der DDR als einziges Kind im Dorf auch an der Christenlehre der ev. Kirche (das war in etwas dasselbe wie der Konfirmandenunterricht) und an Pionier-Nachmittagen der Schule teilgenommen – zweigleisig.

Um unsere Familie zu schikanieren, wurde mein Vater lange nach Ableistung seines Wehrdienstes zwei Mal zur Reserve der NVA (Nationale Volksarmee) gezogen. Die NVA war das Gegenteil, was dem Ideal einer sozialistischen Soldatenpersönlichkeit diente. Das sogenannte Schleifen

durch die Vorgesetzten stand auf der Tagesordnung. Kameraden- Schinde-
reien waren Usus. Meine Mutter musste während der Reservezeit meines
Vaters mit uns Mädchen zwei Mal für jeweils drei Monate allein auskom-
men. Meine Invaliden-Oma unterstützte dabei ein Teil der Kinderbetreu-
ung. Meinen Vater schickte man besonders weit von unserem Zuhause
weg, denn somit war ein Heimat-Besuch während der Reservezeit nahezu
unmöglich. Das war die Strategie, Menschen wegen Ungehorsam zu zer-
setzen.

Auch während der Zeit der NVA war es Familien untersagt, Besuch aus
der BRD zu bekommen. Die ehemalige Schulfreundin meiner Oma kam
trotzdem. Es musste geheim bleiben, aber ich hatte sehr viel Angst, denn
im Nachbarhaus hörte ich die Schreibmaschine des Nachbarn klappernd
tippen. Der uns beobachtende Nachbar, von dem wir vermuteten, dass er
Stasi-Spitzel sei, schrieb sicher seine Berichte. Während wir im Garten sa-
ßen und uns unterhielten, hockte er hinter der Hecke und belauschte uns.
Meine Familie tat so, als ob er nicht gesehen wird und es wurde über Un-
verfängliches geredet. Mein Vater sagte uns, dass er nicht noch einmal zur
Reserve gehen würde. So eine Schikane mache er nicht noch einmal mit,
lieber gehe er „in den Bau“ (gemeint war Gefängnis). Ich hatte bis zur
Wende Angst, dass dieses Ereignis eines Tages eintreffen könnte. Durch
Schikane, die heute kaum noch vorstellbar ist, versuchte man DDR-Bür-
ger gefügig zu machen. Andersdenkende und Andersredende erst recht,
sollten zum Schweigen gebracht werden.

In den 1980er Jahren hatten meine Eltern die Möglichkeit, mit der syn-
odalen Bewegung der Kirche nach Polen zu reisen. Sie fuhren nach Ost-
Berlin, stiegen in einen West-Reisebus und somit gelang ihnen die Ein-
reise nach Polen, in die alte Heimat der Vorfahren. Somit konnten meine
Eltern einmal die Gegend und Landschaft meiner Großmutter kennen ler-
nen. Begleitet wurde sie bei ihrer Busreise von einem Fahrzeug, dass of-
fiziell der Sicherheit dienen sollte, aber wahrscheinlich zur Beobachtung
geschickt worden war. Während der Zeit war ich mit meiner Schwester
bei meiner Oma im Haus versorgt worden. Meine Eltern kamen mit vielen

Reise-Eindrücken zurück. In Polen wurden sie sehr gut behandelt, da man dort meinte, es wäre eine West-Reisegruppe, die Devisen ins Land bringt. Danach brachen die Proteste der Solidarnosc-Bewegung aus (der ersten freien und nicht staatlich kontrollierten Gewerkschaft in Polen) und die kommunistische polnische Regierung erklärte das Kriegsrecht. Auch für DDR-Bürger war danach die Einreise in das bis dahin befreundete Bruderland nur noch mit Visum möglich. Somit rückte die alte Heimat meiner Oma und Uroma in noch weitere unerreichbarere Ferne.

Als die innerdeutsche Grenze fiel, packten wir unseren Trabi voll mit Essen, Schlafsack und gefülltem Benzinkanister. Die Lage war unklar, und niemand konnte wissen, ob die Grenze nicht wieder geschlossen werden würde. Heute kann ich sagen, dass es sich für mich wie eine Fluchterfahrung anfühlte, die Flucht meiner Familie ging scheinbar weiter. Wir fuhrten in den Westharz, zu Opas Bruder. Dort waren wir die ersten, die nach der Grenzöffnung aus der DDR ankamen. Wir hatten einen riesengroßen Umweg fahren müssen, denn die Grenze im Harz war noch verschlossen. Es war eine Reise ins Unbekannte.

Als sogenanntes Wendekind bin ich mit 16 Jahren, nach der Schule, direkt ausgezogen, um eine Ausbildung zu beginnen. Die komplette DDR-Struktur in der Schule war aus den Fugen geraten. Der Schuldirektor versuchte sich mit Abgasen in seiner Garage zu vergasen, da er sehr wahrscheinlich stasizugehörig war. Es gab keine staatlich verordneten Lehrpläne mehr, und die Lehrer wussten nicht, was und wie sie unterrichten sollten. Meine Eltern, wie auch die der anderen Mitschüler, waren unsicher, ob ihre Arbeitsstellen bestehen bleiben oder von der Treuhand abgewickelt würden. Der uns vermittelte, wehrhaft antifaschistische DDR-Staat ging in die Knie. Die Zukunft war unklar. Ich wollte in dieser Zeit so schnell es ging aus dem Harz weg. Schließlich wurde mir mein Leben lang vermittelt, dass dort nicht meine Heimat sei. Später zog es mich nach Dresden, und ich entschloss mich, das Fachabitur nachzuholen – die Schule war im ehemaligen Stasi-Gefängnis auf der Bautzener Straße in Dresden, dem berüchtigten Stasi-Knast, untergebracht! (Angeblich hat auch Wladimir

Putin, russischer Präsident, in diesen Räumlichkeiten Ende der 1980er Jahre in der DDR gearbeitet). Mein Ziel war das Studium der Sozialpädagogik.

Im Jahr 2019 war ich mit meiner eigenen Familie auf den Spuren der Vorfahren unterwegs. Wir bereisten Schlesien mit all den Orten, von denen ich von meiner Oma und Uroma gehört hatte und wozu ich ihre Geschichten kannte. Wir speisten Gerichte, die mir aus Kindertagen bestens bekannt waren. Unsere gesamte Familie genoss diese Zeit sehr und fand, dass unsere Schlesien-Reise ein echtes Familienabenteuer sei. Meine Kinder stellen mir die Frage, wer sie nun seien. Europäer? Harzer? Schlesier?

Wer bin ich? Mir stellt sich die Frage, wie diese Erfahrungen in mir weiterleben werden. Was gebe ich meinen Kindern davon unbewusst weiter? Wir sind mittlerweile so oft mit unseren Kindern umgezogen, oftmals der Arbeitssituation hinterher. Sind wir Wirtschaftsflüchtlinge im Inland, auf der Binnenflucht? Wo werden unsere Kinder ihr zu Hause definieren? Ist überall zu Hause? Kann ich eines Tages Wurzeln schlagen?